

ITAMAR VIEIRA JUNIOR

DIE STIMME MEINER SCHWESTER



S. FISCHER

Itamar Vieira Junior

Die Stimme meiner Schwester

Roman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Barbara Mesquita

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Zwei Frauen erheben ihre Stimme gegen die alte Welt Brasiliens

Beim Spielen finden Bibiana und Belonísia unter dem Bett ihrer Großmutter einen alten Koffer. Neugierig holen sie ein großes Messer hervor. Wie schwer ist es? Wie schmeckt es? Bei ihrem verbotenen Spiel verliert eine der Schwestern ihre Zunge, die andere ersetzt fortan ihre Stimme.

Das Leben ihrer Familie folgt treu den Spuren der Ahnen. Großmutter Donana spricht mit den Toten, der Vater ist ein angesehener Geistheiler. Gegen diese Welt lehnen sich die beiden jungen Frauen auf: Bibiana verlässt mit ihrem Geliebten das Dorf, und Belonísia wehrt sich gegen die Brutalität des Mannes an ihrer Seite.

Itamar Vieira Junior erzählt in melodiöser Sprache und eindringlichen Bildern vom Leben in einer Siedlung von Plantagenarbeitern und Nachkommen früherer Sklaven in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Kraft der beiden Schwestern und die Solidarität unter den Frauen verändern ihre Welt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Itamar Vieira Junior, geboren 1979 in Salvador da Bahia, ist Geograph und Ethnologe mit Schwerpunkt auf afrobrasilianischer Kultur. Er wurde als Erster mit einem Milton-Santos-Stipendium für Schwarze Jugendliche aus einkommensschwachen Familien ausgezeichnet. Im Rahmen seiner Doktorarbeit erforschte er die Gemeinschaften der Nachkommen ehemaliger Sklaven und seine eigene Ahnengeschichte. Er lebte mehrere Jahre mit ihnen und setzt ihnen mit seinem Roman ein Denkmal. In seinen Kolumnen in »Folha de S. Paulo«, der größten Tageszeitung Brasiliens, schreibt er gegen Bolsonaro und Rassismus. »Die Stimme meiner Schwester« ist sein erster Roman.

Barbara Mesquita, geboren in Bremen, arbeitet als Literaturübersetzerin und Dolmetscherin aus dem Portugiesischen und Spanischen. Neben Portugal selbst liegt ihr Interesse vor allem auf den portugiesischsprachigen Ländern Afrikas sowie auf Brasilien und dem spanischsprachigen Raum. Barbara Mesquita lebt in Hamburg und zeitweilig in Lissabon.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Für meinen Vater

Die Erde, der Weizen, das Brot, der Tisch, die Familie (die Erde); in diesem Kreislauf, sagte der Vater in seinen Predigten, sind Liebe, Arbeit, Zeit.

Raduan Nassar

Messers Schneide

1

Ich war gerade mal sieben Jahre alt, als ich das in ein altes Stück schmutzigen, dunkel verfleckten Stoffs eingeknotete Messer aus dem Kleiderkoffer nahm. Meine ein Jahr jüngere Schwester Belonísia war dabei. Kurz zuvor hatten wir noch auf dem Hof des alten Hauses mit unseren Puppen gespielt, die wir uns aus frisch geerntetem Mais gebastelt hatten. Das allmählich bereits gelb werdende Stroh hatten wir den Kolben als Kleider angezogen. Unsere Puppen waren unsere Töchter, die Töchter von Bibiana und Belonísia. Als wir unsere Großmutter Donana schräg über den Hof vom Haus fortgehen sahen, schauten wir uns an, zum Zeichen, dass die Luft rein war. Das war die Gelegenheit, herauszufinden, was sie in dem Lederkoffer zwischen den abgetragenen, nach ranzigem Fett riechenden Kleidern versteckt hatte. Großmutter Donana war nicht entgangen, dass wir heranwachsen und neugierig zu ihr ins Zimmer kamen, um sie nach den Gesprächen, die wir mit anhörten, und nach den Dingen, über die wir nichts wussten, zum Beispiel nach dem Inhalt ihres Koffers, auszufragen.

Ständig wurden wir von unseren Eltern deswegen getadelt. Insbesondere unsere Großmutter brauchte uns nur streng anzublicken, damit uns ein Schauer, heiß wie Feuer, überlief.

Deshalb schaute ich zu Belonísia, als ich unsere Großmutter in Richtung des Gartens davongehen sah. Entschlossen machte ich mich auf Zehenspitzen auf den Weg in ihr Zimmer, um den alten, fleckigen Lederkoffer, auf dem sich eine dicke Schicht aus staubiger Erde angesammelt hatte, zu öffnen. Während unseres gesamten bisherigen Daseins hatte der Koffer unter dem Bett gelegen. Vorher aber ging ich noch einmal selbst in den Garten, um durch das Tor zu spähen und mich zu vergewissern, dass Großmutter Donana in Richtung des Waldes schlurfte, der hinter dem Obst- und Gemüsegarten und hinter dem Hühnerstall mit seinen alten Hühnerleitern lag. Wir waren es damals gewohnt, unsere Großmutter Selbstgespräche führen und um merkwürdige Dinge bitten zu hören. Jemand, den wir nicht sehen konnten, sollte sich von Carmelita, der Tante, die wir nicht mehr gekannt hatten, fernhalten. Derselbe Geist, der ihre Erinnerungen bewohnte, sollte die Mädchen in Ruhe lassen. Es war ein unaufhörlicher, zusammenhangloser Redefluss. Sie sprach über Personen, Geister, die wir nicht sehen konnten, oder über Leute, von denen wir so gut wie nie etwas hörten, entfernte Verwandte, *Comadres*, Taufpatinnen. Wir waren es gewohnt, dass Großmutter Donana ständig redete, im Haus, an der Tür, unterwegs zur Pflanzung, im Hof, ganz so, als unterhielte sie sich mit den Hühnern oder den verdorrten Bäumen. Belonísia und ich sahen uns an, lachten

verstohlen und näherten uns ihr unbemerkt. Wir taten so, als spielten wir, bloß um ihr zuzuhören und dann vor den Puppen, den Tieren und den Pflanzen nachzuplappern, was Donana voller Ernst gesagt hatte. Wir wiederholten, was unsere Mutter in der Küche leise zu unserem Vater sagte.

»Heute redet sie wieder viel, ihre Selbstgespräche werden von Tag zu Tag länger.«

Unser Vater wollte nichts davon wissen, dass unsere Großmutter Anzeichen von Demenz zeigte. Er sagte, seine Mutter habe ihr ganzes Leben lang Selbstgespräche geführt und mit der gleichen Geistesabwesenheit Fürbitten und Zaubersprüche heruntergebetet, mit der sie ihren Gedanken nachhing.

An dem Tag hörten wir, wie sich Donanas Stimme zwischen dem Gegacker der Hühner und dem Gesang der Vögel durch den Garten entfernte. Es war, als ob die Gebete und Sentenzen, die sie verkündete und die für uns häufig keinen Sinn ergaben, von dem Luftstrom unseres aufgeregten Atems fortgetragen würden. Belonísia kroch unter das Bett und zog den Koffer hervor. Das Nabelschweinleder knautschte sich unter ihrem Gewicht auf dem unebenen Boden aus festgestampfter Erde zusammen. Unsere Augen leuchteten, als ich allein den Koffer öffnete. Ich hob ein paar schäbige alte Kleidungsstücke hoch; andere hatten ihre lebhaften Farben noch bewahrt, die im Licht des trockenen Tages erstrahlten, einem Licht, das ich nie genau habe beschreiben können. Zwischen den liederlich zusammengefalteten Kleidern befand sich ein Stück

schmutzigen Stoffs, in das ein Gegenstand eingewickelt war, der unsere Aufmerksamkeit so erregte, als handle es sich um ein kostbares Schmuckstück, das unsere Großmutter mit großer Geheimnistuerei hütete. Auf Donanas ferne Stimme lauschend, öffnete ich den Knoten. In Beloníasias Augen sah ich den Widerglanz dessen schimmern, was wir entdeckt hatten, als wäre es ein Geschenk, geschmiedet aus einem frisch aus der Erde zutage geförderten Metall. Ich hob das Messer, das weder groß noch klein war, vor unseren Augen hoch, und meine Schwester bat mich, es halten zu dürfen. Ich ließ sie nicht, ich wollte es zuerst anschauen. Ich roch daran, aber es hatte weder den ranzigen Geruch der im Koffer aufbewahrten Habseligkeiten unserer Großmutter noch Flecke oder Kratzer. In der kurzen Zeit, die uns zur Verfügung stand, wollte ich das Geheimnis, so gut es ging, ergründen und herausfinden, wozu das Ding, das da in meinen Händen glänzte, diente. Mein Gesicht und auch das meiner Schwester spiegelten sich darin. Belonísia versuchte, mir das Messer aus der Hand zu nehmen, aber ich wich zurück.

»Ich will es auch mal haben, Bibiana.«

»Warte.«

Fast im selben Moment, als ich mir die Klinge in den Mund hielt – ich wollte das Metall unbedingt kosten –, riss sie es mir mit Gewalt weg. Ich sah meinen erstaunten Blick im Spiegel von Beloníasias Augen, die das Messer nun ebenfalls in den Mund nahm. In den auf meiner Zunge zurückgebliebenen Geschmack des Metalls mischte sich jetzt der des warmen

Blutes, das aus dem Winkel meines halb geöffneten Mundes herablief und mir vom Kinn tropfte. Das Blut verursachte neue Flecken auf dem schmutzigen Stoff, in den das Messer eingewickelt gewesen war.

Belonísia nahm das Messer aus ihrem Mund, doch hob sie die Hand vor sich hoch, als hielte sie etwas darin fest. Ihre Lippen waren rot verfärbt, und ich wusste zunächst nicht, ob von der Erregung, das silberne Metall zu spüren, oder weil sie sich wie ich verletzt hatte. Dann sah ich, dass auch an ihr Blut herablief. Ich versuchte, so viel Blut wie möglich herunterzuschlucken. Mit zusammengekniffenen, tränenden Augen rieb meine Schwester sich hastig den Mund in dem Versuch, den Schmerz zu lindern. Ich hörte die langsamen Schritte meiner Großmutter, sie rief nach uns, nach Bibiana, Zezé, Domingas, Belonísia.

»Siehst du nicht, dass die Kartoffeln anbrennen, Bibiana?«

Es roch tatsächlich nach angebrannten Kartoffeln, aber auch nach Metall und nach dem Blut, von dem meine und Belonísias Kleider durchtränkt waren.

Als Donana die Gardine anhob, die den Raum, in dem sie schlief, von der Küche trennte, hatte ich das zu Boden gefallene Messer bereits aufgehoben und in das blutfeuchte Tuch gewickelt. Allerdings hatte ich es nicht geschafft, den Lederkoffer wieder unter das Bett zu schieben. Ich sah den finsternen Blick unserer Großmutter, die ihre groben Hände auf meinen und Belonísias Kopf niederfahren ließ. Sie fragte, was

wir dort täten, warum ihr Koffer sich nicht an seinem Platz befinde und was das für Blut sei.

»Redet«, sagte sie und drohte, uns beiden die Zungen aus dem Mund zu reißen. Sie wusste nicht, dass eine von uns ihre schon in der Hand hielt.

2

Als unsere Eltern von der Pflanzung zurückkehrten, fanden sie uns mit den Köpfen über einen Wassertrog gebeugt und Großmutter völlig verstört vor.

»Sie hat ihre Zunge verloren, sie hat sie sich herausgeschnitten«, schrie sie.

Sie wiederholte es so oft, dass Zeca Chapéu Grande und Salustina Nicolau, unsere Eltern, im ersten Moment vermutlich dachten, ihre beiden Töchter hätten sich in einem geheimnisvollen Ritual verstümmelt, das zu erklären großer Phantasie bedurfte. Der Trog war eine einzige Blutlache, und wir beide weinten. Je mehr wir einander umklammerten und weinend um Entschuldigung bitten wollten, desto schwieriger war zu ermitteln, wer von uns die Zunge eingebüßt hatte und wer ins meilenweit entfernte Krankenhaus gebracht werden musste. Sutério, der Verwalter der Fazenda Água Negra, kam mit dem weißgrünen Ford Rural, um uns in die Klinik zu fahren. Diesen Rural, wie wir ihn nannten, nutzten die Eigentümer, wenn sie auf der Fazenda waren, und er diente Sutério für seine Arbeit als Verwalter, für seine Fahrten zwischen der Stadt und Água Negra und für die Wege auf der Fazenda selbst, die er nicht zu Pferd zurücklegen wollte.

Unsere Mutter hatte Bett- und Tischtücher herbeigeholt und versuchte, damit das Blut zu stillen. Ungeduldig rief sie nach

unserem Vater, der mit zitternden Händen in den Beeten nahe dem Haus Kräuter pflückte. Ihre Stimme klang immer verzweifelter, und ihre Augen waren vor Angst geweitet. Die Kräuter sollten auf dem Weg ins Krankenhaus bei Gebeten und Gesängen Verwendung finden. Belonísias Augen waren rot vom vielen Weinen, ich spürte meine nicht einmal mehr, und unsere Mutter fragte immer wieder fassungslos, was passiert sei, womit wir gespielt hätten, doch unsere Antworten bestanden lediglich aus einem schwer zu deutenden Schluchzen. Unser Vater hielt die in eines seiner wenigen Hemden eingewickelte Zunge auf dem Schoß. Selbst in jenen Stunden war meine größte Angst, das abgetrennte Organ könnte von selbst anfangen zu reden und über das sprechen, was wir getan hatten. Über unsere Neugier, unseren Eigensinn, unseren Ungehorsam, unsere Unvorsichtigkeit und den Mangel an Respekt gegenüber Donana und ihren Sachen. Mehr noch, über unsere Dummheit, ein Messer in den Mund zu nehmen, wohl wissend, dass mit Messern Wild- und die Jungtiere des Hofes ausgeblutet wurden, dass Messer Menschen töten können.

Unser Vater bedeckte das kleine Bündel mit den Blättern, die er vor unserer Abfahrt gepflückt hatte. Durch das Autofenster konnte ich unsere anderen Geschwister Donana umringen sehen, die, von Dona Tonha am Arm gestützt, zurück ins Haus gebracht wurde. Noch Jahre später sollte mich mein Gewissen wegen dieses Tages plagen, weil ich meine Großmutter ratlos und weinend zurückgelassen hatte, mit dem Gefühl der Unfähigkeit, für irgendeinen Menschen sorgen zu können.

Während der Fahrt spürten wir die Angst unserer Mutter in den geflüsterten Gebeten und ihren sonst stets warmen, schwieligen Händen, die jetzt wie aus nachtkaltem Wasser gezogen schienen.

Im Krankenhaus dauerte es, bis wir an die Reihe kamen. Unsere Eltern saßen zusammenkauert neben uns in einer Ecke. Die Hose unseres Vaters war erdverschmiert, er hatte keine Zeit gehabt, sich umzuziehen. Unsere Mutter hatte ein buntes Tuch um den Kopf gebunden. Es war dasselbe Tuch, das sie stets unter dem Hut trug, mit dem sie sich auf der Pflanzung vor der Sonne schützte. Sie wischte uns das Gesicht mit den Laken aus ihrem Wäschevorrat ab, immer wieder mit einem neuen Stück Stoff, das lange im Schrank gelegen hatte und dessen Geruch ich nicht einordnen konnte. Unser Vater hielt nach wie vor die in das Hemd eingewickelte Zunge fest. Die Kräuter hatte er in der Hosentasche verwahrt, vielleicht weil er sich schämte, an einem Ort, den er nicht kannte, verächtlich als Quacksalber angesehen zu werden. Es war das erste Mal, dass ich mehr weiße als schwarze Menschen sah. Und ich bemerkte, dass sie uns zwar neugierig anschauten, aber Abstand zu uns hielten.

Als der Arzt uns in sein Sprechzimmer bat und unser Vater ihm die einer welken Blume gleichende Zunge in seiner Hand zeigte, sah ich, wie er den Kopf schüttelte. Und ich vernahm sein Seufzen, als wir fast gleichzeitig den Mund öffnen mussten. Sie wird hierbleiben müssen. Sie wird Probleme beim Sprechen und beim Schlucken haben. Man kann sie unmöglich wieder reimplantieren. Heute weiß ich, dass man das so sagt, doch

damals war mir nicht klar, was das alles zu bedeuten hatte, genauso wenig wie unseren Eltern. Belonísia blickte mich in dem Moment nicht an, aber noch waren wir miteinander verbunden.

Unsere Wunden wurden genäht, und wir blieben zusammen zwei weitere Tage dort. Ausgestattet mit einer Menge Antibiotika und Schmerzmitteln, verließen wir das Krankenhaus. Zwei Wochen später mussten wir zum Fädenziehen wiederkommen. Essen sollten wir Brei, Püree und andere weiche Speisen. Unsere Mutter sollte in den folgenden Wochen ihre Arbeit auf der Pflanzung ruhen lassen und sich ganz und gar unserer Pflege widmen. Nur eine ihrer Töchter würde beim Sprechen und Schlucken beeinträchtigt sein, aber von diesem Ereignis an sollte das Schweigen unser vornehmlicher Zustand werden.

Wir hatten die Fazenda noch nie zuvor verlassen. Wir hatten noch nie eine breite Straße mit Autos gesehen, die in beide Richtungen zu den entferntesten Orten der Erde fuhren. Das hatte Sutério gesagt. Auf der Hinfahrt waren wir von Angst erfüllt gewesen, von dem Geruch nach gerinnendem Blut, von den Gebeten unserer fassungslosen Eltern. Der Verwalter der Fazenda lachte nur, Kinder seien genau wie Katzen, die einen um den Verstand bringen können, gerade eben noch seien sie hier und im nächsten Moment schon woanders, fast immer heckten sie irgendetwas aus, um den Eltern Kopfschmerzen zu bereiten. Er habe Kinder und wisse, wie das sei. Auf der Rückfahrt hatten wir große Schmerzen, die eine mehr als die

andere, aber beide waren wir gleichermaßen erschöpft, auch wenn die Verletzungen von unterschiedlicher Tragweite waren. Die eine hatte sich die Zunge abgetrennt, die andere hatte sich einen tiefen Schnitt darin zugefügt, war aber weit davon entfernt, sie zu verlieren.

Wir waren noch nie in dem Ford Rural der Fazenda oder überhaupt in einem Auto gefahren. Wie anders die Welt jenseits von Água Negra war! Wie anders war die Stadt mit ihren sich aneinanderdrängenden Häusern, den gemeinsamen Wänden. Die Straßen mit Steinen gepflastert. Der Boden unserer Häuser und die Wege auf der Fazenda bestanden aus festgestampfter Erde. Aus nichts als Lehm, mit dem wir auch das Essen für unsere aus Maiskolben gebastelten Puppen zubereiteten und in dem fast alles wuchs, was wir aßen. In dem wir die Reste der Plazenta und die Nabelschnur der Neugeborenen vergruben. In dem die sterblichen Überreste der Unseren beerdigt wurden. In dem wir alle eines Tages hinabsteigen müssten. Niemand würde dem entgehen. All das aber sahen wir erst auf der Rückfahrt, beim Blick aus dem Fenster, unsere Mutter zwischen uns, versunken in Gedanken, die unser Unglück in ihr aufgestört hatte.

Als wir zu Hause ankamen, waren nur die beiden Kleinen, Zezé und Domingas, in Begleitung von Dona Tonha da. Ich hörte, wie unser Vater sie nach Donana fragte, während unsere Mutter mit uns an der Hand vor der Tür stand.

»Sie ist vor ungefähr zwei Stunden zum Fluss hinuntergegangen«, antwortete Dona Tonha.

»Allein?«, wollte mein Vater wissen.

»Ja, allein, und sie hatte ein Bündel dabei.«

3

Ich war die älteste Tochter von Salustiana Nicolau, genannt Salu, und das erste von vier lebenden und etlichen tot geborenen Kindern. Belonísia kam kurze Zeit nach mir zur Welt, als unsere Mutter mir noch die Brust gab und damit die Ansicht widerlegte, dass Stillende nicht schwanger werden können. Anders als bei den übrigen Kindern gab es zwischen uns beiden keine Totgeburten. Zwei Jahre nach zwei tot geborenen Kindern kam Zezé zur Welt, und als Letzte folgte Domingas. Unsere Großmutter Donana half meiner Mutter bei den Entbindungen. Sie war unsere Großmutter, aber auch unsere Wehmutter, was bedeutete, dass sie beides war: Großmutter und Mutter. Wir Kinder, die überlebenden, die früh gestorbenen ebenso wie die tot geborenen, trafen, wenn wir den Bauch unserer Mutter verließen, zuallererst auf Donanas kleine Hände. Sie waren der erste Ort auf der Welt, den wir außerhalb von Salus Leib bewohnten. Die Mulde ihrer Hände, die ich sich so oft mit Erde, gedroschenem Mais und geernteten Bohnen füllen sah. Es waren kleine Hände mit kurzgeschnittenen Nägeln, so wie die Hände einer Hebamme zu sein hatten, sagte Dona Tonha. Klein und in der Lage, in den Leib einer Frau einzudringen, um ein quer oder falsch herum liegendes Kind, das sich bei der Geburt nicht richtig bewegen konnte, geschickt zu drehen. Sie sollte den Arbeiterinnen der

Fazenda bis wenige Tage vor ihrem Tod bei der Entbindung helfen.

Als wir geboren wurden, waren unsere Eltern bereits Arbeiter auf der Fazenda Água Negra. Unser Vater hatte seine Mutter einige Wochen vor meiner Geburt zu sich geholt. Ich wuchs mit den Klagen meiner Großmutter über die große Entfernung zu der Fazenda Caxangá heran, auf der sie ihr ganzes Leben verbracht hatte, ein offenkundiges Zeichen für ihr Heimweh, das sie aber nie zugab. Zwar verlangte sie nicht zurückzukehren, sie verstand, dass es ihre Aufgabe war, ihrem Sohn beizustehen, sie ließ es sich aber nicht nehmen, ihr Bedauern darüber kundzutun. Als mein Vater auf der Fazenda, auf der er geboren worden war, erschien, um sie abzuholen, wohnte Donana bereits allein in dem alten Haus, in dem sie fast immer gelebt hatte. Ihre anderen Kinder waren eines nach dem anderen fortgegangen, um Arbeit zu suchen. Die Erste, die nach meinem Vater das Haus verlassen hatte, war Carmelita gewesen. Sie war aufgebrochen, ohne zu sagen, wohin sie gehen würde, gleich nachdem ihre Mutter zum dritten Mal Witwe geworden war. Doch in ihrem Innersten hatte Donana selbst es so gewollt, ihre Tochter sollte ihrer Bestimmung folgen.

Zu jener Zeit war die Fazenda Caxangá, die immer überreiche Ernten eingebracht hatte, aufgeteilt und verkauft worden. Jeder Machthungrige, der konnte, hatte sich ein Stück davon unter den Nagel gerissen, und die ehemaligen Bewohner waren nach und nach vertrieben worden. Andere Arbeiter, die

noch nicht so lange dort waren, wurden entlassen. Die Männer tauchten, oftmals in Begleitung bewaffneter Banden, von einem Tag auf den anderen mit einer Urkunde auf, deren Herkunft niemand kannte. Sie behaupteten, Teile von Caxangá gekauft zu haben. Manchen wurde dies von den Vorarbeitern bestätigt, anderen nicht. Nach seiner Ankunft in Água Negra war mein Vater ein paarmal an den Ort seiner Geburt zurückgekehrt. Diese Geschichten erzählte uns unsere Mutter, als wir größer wurden. Man hatte Donana nur wegen ihres fortgeschrittenen Alters dabehalten, weil man sich in gewisser Weise an ihre Anwesenheit gewöhnt hatte. Und auch, weil ihre Fähigkeiten einer alten Zauberin in aller Munde waren, ihre mehrfache Witwenschaft ein Beleg für ihre Zauberkraft, ebenso wie der Sohn, der verrückt geworden war und wochenlang mit einem Jaguar im Urwald gelebt hatte.

Belonísia und ich wurden im kürzesten Abstand zueinander geboren, und vielleicht waren wir auch deshalb diejenigen, die sich am wenigsten gut verstanden. Wir waren fast gleichaltrig. Gemeinsam liefen wir im Hof des Hauses umher, pflückten Blumen, gruben Lehm aus, sammelten Steine unterschiedlicher Größe für den Bau unserer Kochstelle, Zweige für den *Jirau*, ein Ablagegestell, und für unsere Arbeitsgeräte, um unsere Spielpflanzungen zu bestellen und die von unseren Eltern und unseren Vorfahren übernommenen Handgriffe zu imitieren. Wir stritten uns wegen des Bodens, wir stritten darüber, was gepflanzt und gekocht werden sollte. Wir stritten über das Schuhwerk, das wir aus den breiten grünen Blättern fertigten,

die wir im Wald rings um die Häuser der Fazenda fanden. Wir ritten auf Stöcken, die unsere Pferde waren, und sammelten die Reste vom Brennholz, um daraus unsere Möbel zu bauen.

Wenn unser Streit in Geschrei ausartete, ging unsere Mutter ungeduldig dazwischen und holte uns zurück ins Haus. Mit der Freiheit war es dann erst einmal vorbei, bis wir uns wieder benahmen. Wir versprachen, uns nicht mehr zu streiten, gingen in den Garten oder auf den Hof und spielten weiter, um kurz darauf aufs Neue zu zanken und uns dabei manchmal sogar zu kratzen und an den Haaren zu ziehen.

In den ersten Monaten nach dem Verlust der Zunge hatte sich ein Gefühl der Eintracht zwischen uns eingestellt, das Gezanke und die kindlichen Streitereien waren Vergangenheit. Anfangs machte sich eine große Traurigkeit im Haus breit. Die Nachbarn und *Compadres*, die Taufpaten, kamen uns besuchen und wünschten uns gute Besserung. Meine Mutter betete mit den Nachbarinnen, die auf unsere kleineren Geschwister aufpassten, wenn sie für uns Brei, Knoblauchsuppe zur Förderung der Narbenbildung und Püree aus Yams, Süßkartoffeln oder Maniok kochte. Unser Vater machte sich bei Tagesanbruch mit seinen Gerätschaften auf den Weg zur Pflanzung, nachdem er uns, seine an die *Encantados*, die Verzauberten, gerichteten Gebete flüsternd, mit der Hand über den Kopf gestrichen hatte. Als wir unsere Spiele wieder aufnahmen, hatten wir die Streitigkeiten vergessen, jetzt würde die eine für die andere sprechen müssen. Die eine wäre die Stimme der anderen. Von nun an hieß es, im Umgang

miteinander Feingefühl zu entwickeln, mit größerer Aufmerksamkeit in den Blicken und Gesten der Schwester zu lesen. Wir würden einander gleich sein. Diejenige, die der Verstummten ihre Stimme liehe, müsste ihre Körpersprache mit den Augen erforschen. Und die, die verstummt war, müsste lernen, mit beredten Gesten, aber auch mit winzigen Bewegungen auszudrücken, was sie sagen wollte.

Damit diese Symbiose stattfinden und langfristig Wirkung zeigen konnte, hörten wir für eine Weile wie von selbst zu streiten auf. Die ganze Zeit über waren wir mit der Sorge umeinander beschäftigt. Am Anfang war es schwer, sehr schwer. Um uns ausdrücken zu lernen, mussten Wörter wiederholt, Gegenstände hochgehoben, musste auf Dinge ringsum gezeigt werden. Mit den Jahren erweiterten wir unser Ausdrucksvermögen um diese Gebärden, bis wir fast eins geworden waren, ohne dabei den Kern unseres Wesens zu verlieren. Mitunter ärgerten wir uns wegen irgendetwas übereinander, doch die Notwendigkeit mitzuteilen, was die eine brauchte, das Bedürfnis der anderen, mitzuteilen, was diese ausdrücken wollte, führte umgehend dazu, dass wir den Grund für unseren Ärger vergaßen.

So geschah es, dass ich auf die gleiche Weise Teil von Belonísia wurde wie sie Teil von mir. So geschah es, dass wir heranwachsen, pflanzen lernten, den Gebeten unserer Eltern lauschten, uns um unsere jüngeren Geschwister kümmerten. So geschah es, dass die Jahre vergingen und wir uns fast wie siamesische Zwillinge fühlten, die dasselbe Organ miteinander

teilten, um die Töne zu erzeugen, die verlauten ließen, was wir sagen wollten.

4

Als sie zurückkehrte, war Donanas Rocksaum nass. Sie erklärte, sie sei am Flussufer gewesen und habe das Übel dort gelassen. Unter »Übel« verstand ich das Messer mit dem elfenbeinernen Griff, und selbst aus der Ferne spürte ich, wie sein Glanz meine Erinnerung blendete. Das Messer musste in dem »Bündel« gewesen sein, das sie Dona Tonhas Worten zufolge bei sich gehabt hatte. Sie wirkte niedergeschlagen, war blass, die geschwollenen Augenlider waren gesenkt. Sie kam auf uns zu, um uns mit derselben Hand zu streicheln, die sie auf unsere Köpfe hatte niederfahren lassen. Ihre knochigen Hände strichen über unsere Gesichter; gleich darauf ging sie wortlos in ihr Zimmer. Bis zum nächsten Tag sollte sie es nicht mehr verlassen.

Unser Vater begab sich in den Raum mit den Heiligen und entzündete eine Kerze. Unsere Mutter brachte uns in ihre Schlafkammer und forderte uns auf, still in ihrem Bett zu bleiben. Sie band die Gardine fest, die den Raum vom Wohnzimmer trennte, damit sie uns von überall, wo sie ging und stand, im Blick hatte. Offenbar hatte sie Angst, wir könnten erneut irgendetwas anstellen. Sie sagte, sie wolle die blutgetränkte Wäsche waschen gehen, die sie auf die Fahrt ins Krankenhaus mitgenommen hatte. Ich hörte vom Schlafzimmer aus, wie Dona Tonha anbot, das Waschen der Tücher zu

übernehmen. Unsere Mutter war eine hochgewachsene Frau, größer als unser Vater, von kräftiger Statur und mit großen Händen. Ihre Vornehmheit wurde von allen um sie herum bewundert, und auch bei den Nachbarn war sie deswegen beliebt. Doch an diesem Tag schien ihr die vornehme Haltung abhandengekommen zu sein, denn ihre Schultern waren gebeugt, und sie wirkte erschöpft.

Ich merkte, wie Belonísia ihre Hand nach mir ausstreckte und meine fest drückte. Da wir nicht imstande waren zu sprechen, lernten wir instinktiv, dass Gebärden Dinge ausdrücken können, die nicht in Worte zu fassen sind. So schliefen wir an jenem ersten Tag ein.

Donana erholte sich nie wieder von dem Ereignis. Sie verließ kaum mehr das Haus, um in den Garten oder auf den Hof zu gehen. Für gewöhnlich saß sie auf der Bettkante und räumte ihren alten Lederkoffer aus und wieder ein. Sie nahm heraus, was darin war, Kleidungsstücke, eine leere Parfumflasche, ein kleiner Spiegel, eine alte Haarbürste, ein Messbuch, Papiere, anscheinend waren es Urkunden. Sie bedauerte, kein einziges Bild von ihren Kindern zu besitzen. Unsere Anwesenheit störte sie nicht mehr, nicht einmal in diesen verschwiegenen Momenten, wenn sie ihre Habseligkeiten aus- und einräumte. Sie tat es, um die Zeit zu füllen. Seit langem schon ging sie nicht mehr zur Pflanzung und beschränkte sich auf das Versorgen dessen, was im Garten wuchs, und auch diese Beschäftigung, eine der seltenen Freuden am Ende ihres Lebens, stellte sie nach und nach ein. Sie hatte das Interesse an den Pflanzen, um

die sie sich kümmerte, an dem Wurzelsirup, den sie den Nachbarn und der eigenen Familie immer verordnete, verloren. Unsere Mutter übernahm die wenigen Aufgaben, die Donana als ihre betrachtet hatte. Sie versuchte noch, ihre Schwiegermutter aufzumuntern, und rief sie in den Garten, um ihr zu zeigen, wie prächtig eine bestimmte Pflanze gedieh, oder um zu prüfen, ob der Umbu-Baum blühte oder irgendeine Schädlingsplage in dem Wildwuchs unseres Gemüsegartens ausgebrochen war. Unsere Großmutter sah sich alles teilnahmslos an, brummte vor sich hin und kehrte zurück in ihr Zimmer, um sich wieder mit dem Ein- und Auspacken ihres alten Koffers zu beschäftigen, ganz so, als erwartete sie jeden Augenblick eine Einladung zu einer Reise auf die Fazenda, auf der sie geboren worden war, dem einzigen Ort im Leben, der sie zu interessieren schien.

In den darauffolgenden Monaten, der Zeit, in der wir genasen und die eine lernte, die Wünsche der anderen zu artikulieren, während die andere lernte, sich verständlich zu machen, war das Einzige, was Donana aus der Welt ihrer Erinnerungen und ihrem täglichen Kofferpacken herausreißen konnte, ein verletzter Hund, den Belonísia auf dem Weg zur Pflanzung gefunden hatte. Er wedelte eifrig mit dem Schwanz und vollführte auf drei Beinen kleine Sprünge. Ein Knochen der linken Vorderpfote war gebrochen, so dass sie beim Laufen auf herzerreißende Weise in der Luft baumelte. Etwas an dem Tier hatte die allgemeine Stummheit der letzten Monate aufgebrochen, und Donana rief plötzlich nach allen und jedem

im Haus, um von jeder kleinen Besserung in den Bewegungen des Hundes zu berichten. Eine Weile vergaß sie den Koffer und verbrachte mehr Zeit am Fenster, um Fusco zu beobachten. Den Namen hatte sie selbst ausgewählt, und Fusco schien die einzige Gesellschaft zu sein, die ihr etwas bedeutete.

Dann verlangte sie, wir sollten bei ihr in ihrem kleinen Zimmer schlafen, um nicht allein zu sein. Wir gehorchten. Donana erzählte nicht enden wollende Geschichten. Und schlief ein, bevor sie am Schluss angelangt war. Da ich wusste, dass die Geschichten kein Ende hatten, schlief ich manchmal auch vor ihr ein. Ich hörte sie, wenn sie in aller Frühe aufstand, um die Gartentür zu öffnen, und noch im Morgendunst leise, fast flüsternd, mit Fusco zu sprechen. Dennoch konnte ich den Klang ihrer Stimme vernehmen. Nie zuvor in unserem ganzen Leben hatte Donana uns so geschlagen wie an dem Tag, an dem wir gegen das, was ihr heilig war, verstoßen hatten, an dem wir ihre Vergangenheit entweiht und Dinge ausgegraben hatten, an die sie sich vermutlich nicht gern erinnerte. Sie wollte nicht, dass wir den Grund für ihr Leid in unseren unschuldigen Händen hielten, zugleich wollte sie sich ihrer Erinnerungen aber nicht vollständig entledigen, weil sie durch sie am Leben gehalten wurde. Sie gab den Tagen, die ihr noch blieben, einen Sinn und bewies, dass sie sich von den Schwierigkeiten, die ihr auf ihrem Weg begegnet waren, nicht hatte bezwingen lassen.

Eines Morgens nannte mich Donana, als sie wach wurde, Carmelita und sagte, sie werde alles richten, ich solle mir keine

Sorgen machen, sie werde nicht mehr verreisen müssen. Ich war damals zwölf Jahre alt und Belonísia fast elf. An den folgenden Morgen hörte ich, wie Donana auch Belonísia mit Carmelita anredete. Meine Schwester lachte nur über die Verwechslung. Wir schauten uns an und amüsierten uns über das Durcheinander, das sich in Donanas Sprache eingenistet hatte. Für sie hatte Fusco sich in einen Jaguar verwandelt, sie bat uns, vorsichtig zu sein. Sie forderte uns auf, mit ihr unseren Vater abholen zu gehen, der angeblich unter einem Jatoba-Baum neben dem zahmen Jaguar schlief, in den der Hund sich verwandelt hatte. Wir wussten, dass unser Vater jeden Tag auf der Pflanzung arbeitete, daher ergab das, was meine Großmutter sagte, keinen Sinn. Trotzdem bat unsere Mutter uns, sie zu begleiten und aufzupassen, dass ihr nichts zustieß und sie sich nicht im Wald verlief.

»Lasst sie nicht an die Uferböschung gehen. Seid vorsichtig wegen der Schlangen. Und lacht nicht über eure Großmutter.«

Als der Dezember begann, sammelten wir unterwegs entlang der Pfade die schon süßen Früchte. Manchmal vergaßen wir Donana völlig und verliefen uns, blieben stehen, bis ein Ruf mitten aus dem Wald ertönte und Carmelita und den Kindern befahl, Zeca holen zu gehen, und dann liefen wir ihr entgegen.

Wenn unser Vater nach Hause kam und wir Kinder unserer Großmutter sagten, er stehe doch direkt vor ihr, behauptete sie, das stimme nicht, sie wolle von ihm nur seinen Hut mitnehmen.

An einem Nachmittag im Februar ging Donana fort, ohne dass wir es in der Trägheit der Hitze bemerkten. Als unsere Mutter, die auf einem Stück Land in der Nähe des Hauses arbeitete, hereinkam, um ein Glas Wasser zu trinken, fiel ihr auf, dass ihre Schwiegermutter nicht da war. Sie bat mich, ihr hinterherzugehen und nachzusehen, wo sie steckte. Ich suchte Belonísia, sie sollte mit mir kommen, konnte sie aber nicht finden. Also lief ich allein den Weg hinunter, den meine Großmutter für gewöhnlich nahm, wenn sie in Begleitung der »Kinder« unseren Vater abholen ging. Unterwegs kam ich an einer großen Buriti-Palme vorüber; der Boden darunter war von Früchten übersät. Bevor ich weiter nach Donana suchte, die dort sein musste, wo sie immer war, sammelte ich so viele Früchte, wie ich nur konnte, in den Rocksaum meines Kleides. Es waren harte, kupferfarbene Früchte, die gar nicht so aussahen, als ob sich darin das saftige Mark befinden würde, das die Frauen, über und über davon bekleckert, in der Stadt verkauften. Von dem Erlös kauften wir alles, was wir brauchten, wenn die Pflanzungen der Dürre oder dem Hochwasser des Flusses nicht widerstanden. So gelangte ich zum Ufer des Rio Utinga, an der flachen Stelle, an der man ihn bei dem Sumpfgebiet auf dem Weg zu den Pflanzungen immer überqueren konnte, und fand Donana wie ein totes Tier bäuchlings im Wasser liegend vor. Ihr weißes Haar sah aus wie ein leuchtender Schwamm, der das Sonnenlicht reflektierte. Ich erkannte sie an ihrem schäbigen Kleid, dem Kleid, das so alt war, dass es vielleicht dasselbe war, in dem sie zusammen mit